

Michael Appel

## Fremdheit als Problem und Chance in der Biographieanalyse: Die Reflexion eigener Feldforschungserfahrungen mit Hilfe des autobiographisch-narrativen Interviews im Kontext von Studiensituationen<sup>1</sup>

### **Zusammenfassung**

In dem Aufsatz wird den Möglichkeiten nachgegangen, eigene Fremdheits- und Feldforschungserfahrungen mit Hilfe des autobiographisch-narrativen Interviews zu reflektieren. Vor dem Hintergrund der biographieanalytischen Rekonstruktion der Fremdheitserfahrung des Autors im Rahmen eines Auslandspraktikums werden sowohl Probleme der Perspektivenbegrenzung in der Feldforschung als auch Chancen der formalen Position des Fremden für die sozialwissenschaftliche Erforschung fremder Sozialwelten thematisiert. Biographische Dimensionen der Fremdheits- und Feldforschungserfahrungen werden dabei ebenso erörtert wie die Erkenntnisressourcen und -barrieren in der ethnographischen Feldforschung sowie ihre methodische Kontrolle.

### **Abstract**

This article deals with the reflection of own experiences of foreignness and field research with help of autobiographical-narrative interviews. The background of the biographical analytic reconstruction of the experience of foreignness of the author based on a traineeship abroad, the margin of the perspective in field research, and chances of the formal position of the alien for the social scientific exploration of the foreign social world will be discussed. Biographical dimensions of the experiences of foreignness and field research will be argued, as well as the cognition of resources and of barriers in the ethnographical field research in addition too their methodical control.

## Einleitung

Das Erlernen von ethnographischen Methoden der Sozialforschung ist kein rein kognitiver Vorgang, sondern ist gerade bei angehenden Feldforschern mit biographischen Aspekten der Bewältigung von Identitätsverunsicherungen und -wandlungen verbunden. Bei ihren ersten Feldkontakten machen angehende Feldforscher i.d.R. die Erfahrung der systematischen Verunsicherung ihrer Verhaltens- und Handlungserwartungen. Das „Denken wie üblich“ (Schütz, 1972 a) verliert seine Gültigkeit und es besteht die Notwendigkeit, sich auf neue und

unbekannte Formen der Kommunikation, des Denkens und Verhaltens, der sozialen Organisation etc. einzustellen. Auch im Berufspraktikum – insbesondere in sozialen Handlungsfeldern – hat der Berufsanfänger Probleme des Fremdverstehens zu bewältigen und die Annäherungsprozesse an die ‚fremde Sozialwelt‘ ähneln der in der ethnographischen Feldforschung (vgl. a. Schütze 1994). Der Prozeß, die Sinnhaftigkeit der fremden „Kultur- und Zivilisationsmuster“ (Schütz, a.a.O.) zu verstehen, und die Fähigkeit, sie ethnographisch zu beschreiben, wird auch beeinflusst von den persönlichen und kulturellen Hintergründen des Feldforschers (vgl. z.B. Agar 1996, Dammann 1991). Diese Hintergründe, zu denen auch die biographischen Aspekte der Einsozialisierung in die Forscherrolle zu zählen sind, müssen hinsichtlich ihres Einflusses auf die Wahrnehmung und Interpretation der fremden Welt reflektiert werden.

Die Bedingungen für gelingendes Verstehen fremder Kulturmuster und der methodischen Kontrolle der biographischen Hintergründe des Feldforschers und seiner herkunftskulturell geprägten alltäglichen Annahmen können exemplarisch an der von mir durchgeführten ethnographischen und biographieanalytischen Untersuchung zum Kulturwandel der Otomi-„Indianer“ in Mexiko (Appel 2001) erläutert werden. Ich greife dafür auf eine Fallgeschichte zur Untersuchung des Generationsverhältnisses zwischen der ‚Elterngeneration‘, die zwischen den 1940er und 1950er Jahren geboren wurde, und der ab den 1960er Jahren geborenen ‚Kindergeneration‘ zurück (vgl. ebd., S. 350-353).

Eine Protagonistin schildert in dem mit ihr geführten autobiographisch-narrativen Interview den bis in die Erzählgegenwart unversöhnlich gebliebenen Konflikt mit ihrem ältesten Sohn. Der Sohn bricht in der Examensphase sein Studium zum Agraringenieur ab. Er geht eine Partnerschaft mit einer jungen alleinerziehenden Mutter ein, deren Kind wenige Monate alt ist, und die vom Vater des Kindes verlassen wurde. Die Protagonistin ist – auf den ersten Blick auch des hiesigen Alltagsverständnisses – zu Recht sehr enttäuscht über ihren Sohn. Sie hat ihn sowie die älteste Tochter über viele Jahre unter großen persönlichen Opfern unterstützt, um ihnen damit eine weiterführende Schulausbildung und Berufsausbildung bzw. Studium zu ermöglichen. Um kärgliche Zusatzeinkünfte zu erwirtschaften, arbeitete sie von früh bis spät und trug harte Konflikte mit ihrem Ehemann und ihrem Vater aus, die ihr Ziel, den Kindern eine weiterführende Schulausbildung zu ermöglichen, nicht unterstützten. Die älteren Geschwister – insbesondere der Sohn – sollten im Gegenzug dann die Ausbildung der jüngsten Tochter unterstützen. Dieser ‚Lebensplan‘ scheiterte nun mit dem Studienabbruch des Sohnes.

Rätsel gab jedoch die sehr unversöhnliche Haltung der Protagonistin ihrem Sohn und vor allem seiner jungen Frau gegenüber auf, welche sie als Hauptverantwortliche für den selbst initiierten Beziehungsabbruch und das Scheitern ihres ‚Lebensplanes‘ verantwortlich machte. Ihre heftige Reaktion entzieht sich zunächst deshalb dem Verständnis des kulturfremden Forschers, weil sie der glaubwürdigen Selbstdarstellung im Hauptteil der lebensgeschichtlichen Erzählung widerspricht. Die Protagonistin erkämpfte sich gegen den Widerstand ihres Vaters und später ihres Ehemanns einen eigenen Verselbständigungs- und persönlichen Entwicklungsprozeß, in welchem sie sich zu einer wichtigen lokalen Aktivistin in kirchlichen und nicht-staatlichen Bildungs- und „Entwicklungs“-

Projekten entwickelte. Sie zeichnet sich in ihrer Arbeit als besonders weltoffen, experimentierfreudig und in hohem Maße selbstreflexiv aus. Ihre besondere Qualität ist, daß sie ihre eigenen Leidenserfahrungen lebensgeschichtlich so aufgearbeitet hat, daß sie die ‚Lehren‘ daraus auch auf gemeinschaftliche Probleme übertragen kann – insbesondere auch zur Übernahme der Perspektive anderer ‚unterdrückter‘ Frauen. Vor dem Hintergrund ihrer eigenen Gewalterfahrungen in der Ehe und der langjährigen Situation, quasi als alleinerziehende Mutter gelebt zu haben (ihr Mann kümmerte sich nicht um die Familie und hatte andere Frauenbeziehungen, ohne sich aber ‚offiziell‘ getrennt zu haben), engagierte sie sich auch für junge Frauen in ihrem Dorf, die in einer ähnlichen Lage waren. Auch das Problem der Übertragung von Lebensentwürfen durch die Eltern auf die Kinder ist ihr aus eigener leidvoller Erfahrung bekannt und für ihre eigene Lebensgeschichte bewußt. Warum kann sie diese Kenntnisse und Kompetenzen nicht auf den Mutter-Sohn-Konflikt übertragen und fällt in diesem Zusammenhang in Handlungsmuster zurück, die sie für sich schon überwunden hatte?

Die Frage provoziert natürlich sofort pseudo-psychologische bzw. aus der eigenen biographischen und Alltagserfahrung begründeten Erklärungsmuster. Aufklärung und Überprüfungsmöglichkeiten der Vorannahmen brachten jedoch erst die rigorose Analyse unterschiedlicher empirischer Materialien und ihre Triangulierung.

- a) Die Analyse des autobiographisch-narrativen Interviews brachte die eminente lebensgeschichtliche Bedeutung des ‚Lebensplanes‘ der schulischen Bildung der Kinder, des damit erhofften sozialen Aufstieges und des geschwister-solidarischen Verkettungsmechanismus der Unterstützungsleistungen ans Licht. Mit dem generationsübergreifenden Handlungsschema beabsichtigte die Protagonistin auch, daß ihr Kinder gewissermaßen stellvertretend die ihr verwehrt gebliebenen Bildungs- und sozialen Aufstiegsmöglichkeiten erlangen.
- b) Die Analyse des autobiographisch-narrativen Interviews mit dem Sohn bestätigte die bereits in der Biographieanalyse des Interviews mit der Mutter aufgestellte Hypothese, daß sich der Sohn in einer biographischen Dilemmasituation befand – nämlich im Widerstreit der moralischen Verpflichtung der Mutter gegenüber und dem Bedürfnis, dem ‚aufoktroierten‘ Lebensplan der Mutter zu entgehen und sein ‚eigenes Leben zu leben‘. Aus der Perspektive und vor dem Erfahrungshorizont des Sohnes sind zudem im Gegensatz zur Mutter die ‚Versprechen der Modernisierung‘ (hier: daß Bildung sozialen Aufstieg garantiert) nicht realitätskonform.
- c) Der enge und länger andauernde Kontakt des Feldforschers mit der Protagonistin und ihrer Familie im Rahmen der Feldforschung erlaubte es zudem, das Reden über die interessierenden Handlungskontexte und den zu beobachteten Vollzug der entsprechenden Aktivitäten vergleichend zu überprüfen. Im übrigen war für das Führen und die Analyse der biographischen Interviews die einschlägige Feldkenntnis auf der Grundlage einer längerfristigen (hier: einjährigen) Feldforschung unabdingbar.<sup>2</sup>
- d) Weitere Interviews mit Müttern und Vätern aus der oben definierten ‚Elterngeneration‘ und Erwachsenen aus der nachfolgenden ‚Kindergeneration‘ brachten die Erkenntnis, daß der oben beschriebene intergenerationelle Ver-

kettungsmechanismus eine übliche Strategie der sog. ‚mittleren Generation‘ ist, die ihnen selbst verschlossen gebliebene Möglichkeiten der Bildung und des sozialen Aufstiegs stellvertretend den eigenen Kinder zu eröffnen. Der Vergleich der Interviews aus der Befragten aus der ‚mittleren Generation‘ legte zudem eine besondere ‚Handschrift‘ von unter großen Opfern betriebenen Individualisierungsprojekten offen, welche es dieser Generation besonders schwierig macht, sich in die Lage der nachfolgenden Kindergeneration zu versetzen.

Es dürfte deutlich geworden sein, daß mit dem skizzierten Vorgehen, biographische Hintergründe des Feldforschers und seiner herkunftskulturell geprägten alltäglichen Annahmen sowie entsprechende Verzerrungen bei der Datenanalyse methodisch kontrolliert werden können. Das hier geschilderte Vorgehen ist jedoch sehr aufwendig und zeitintensiv und somit nur in längeren Forschungsprojekten zu realisieren. In kürzer bemessenen Vorhaben oder in solchen, wo die Handlungsaufmerksamkeit nicht ausschließlich auf dem Fremdverstehen beruht (z.B. im Rahmen sozialer Tätigkeiten) – insbesondere in Anfängersituationen (z.B. Berufspraktikum oder erste Feldforschung im Rahmen des Studiums) – ist die Gefahr, theoretische, persönliche und alltagsweltliche Voreingenommenheiten nicht ausreichend zu reflektieren und zu kontrollieren, besonders groß. Hier spielen auch die mit jeder Feldforschung verbundenen Phänomene des Kulturschocks und der „Identitätsveränderungen“ beim Forscher eine entscheidendere Rolle als bei erfahrenen Feldforschern. Die Schwierigkeiten im Prozeß des Fremdverstehens können also besonders gut an der Rekonstruktion von „Anfängerversuchen“ herausgearbeitet werden.

Ausgehend von der Aufarbeitung meiner eigenen Fremdheits- und Feldforschungserfahrung im Rahmen eines studentischen Auslandspraktikums (vgl. Appel 1990) soll in diesem Aufsatz der Möglichkeiten zur Reflexion von Feldforschungserfahrungen bzw. von Praktikumserfahrungen im fremdkulturellen Kontext mit Hilfe des autobiographisch-narrativen Interviews nachgegangen werden. Der Rückgriff auf die Reflexion meiner Fremdheitserfahrung als Student eignet sich gerade deshalb für diese Beschäftigung, weil die Aufarbeitung in der Diplomarbeit (ebd.) den Prozeß vom „naiven“ Eintauchen in eine fremde Sozialwelt mit all seinen Fallstricken und Versuchungen hin zur methodisch abgesicherten Fremdheitserfahrung nachzeichnet. Auch die Probleme und Chancen der sozialen Position des Fremden im Verstehensprozeß können in diesem Zusammenhang gleichsam erfahrungsbezogen erörtert werden.

Bei dem Auslandspraktikum handelte es sich um die Mitarbeit in einer kleinen peruanischen Bildungseinrichtung im Rahmen meines Sozialwesenstudiums an der Gesamthochschule Kassel. Die regierungsunabhängige Bildungseinrichtung begleitete und unterstützte die Selbstorganisationsbemühungen der Einwohner der Elendsviertel (Barrios Populares) der Stadt Cuzco/Peru mit Hilfe von Rechtsberatungen, Bildungsangeboten und Projekten im Bereich der Gesundheitsvorsorge und des Kleingewerbes. Meine Aufgabe als Praktikant war es, zusammen mit einer peruanischen Kollegin eine sozialwissenschaftliche Studie über die Formen der Selbstorganisation der Jugendlichen in den Barrios Populares von Cuzco durchzuführen und auszuwerten. Im Zuge der Untersuchung

bekam ich auch näher Kontakt mit jugendlichen Aktivisten, die nur wenig jünger waren als ich. Mit einigen freundete ich mich an und wurde von ihnen in die mir fremde Welt der cuzquenischen Barrios eingeführt. Der damit angestoßene Enkulturationsprozeß stand dann aber nur mittelbar in Beziehung zur Jugenduntersuchung, die auf „klassische“ sozialwissenschaftliche Forschungsmethoden (hypothesenprüfende Befragungen) ausgerichtet war. Bei der Abfassung des Untersuchungsberichtes in Peru konnte ich gleichwohl auf die parallel gemachten Erfahrungen in den Barrios Populares zurückgreifen, was mir die Integration der teilweise unzusammenhängenden Informationen aus den durchgeführten Befragungen erleichterte. Nach meiner Rückkehr machte ich jedoch die überraschende und leidvolle Erfahrung, meine gewonnenen Erkenntnisse über die soziale Welt der Jugendlichen in Peru nicht oder nur sehr begrenzt an meine hiesigen Gesprächspartner vermitteln zu können. Wie sich herausstellte, fiel es mir sehr schwer, einen reflexiven Standpunkt zu den im Auslandspraktikum gewonnen Erfahrungen und Erkenntnissen zu entwickeln. Dies sollte mir erst wieder im Zuge der Auswertung eines autobiographisch-narrativen Interviews zum Auslandspraktikum, das mit mir geführt wurde, gelingen. Das Interview wurde etwa ein Jahr nach der Rückkehr von einem mit der Methode vertrauten Jugendforscher mit mir geführt. Das von mir verschriftlichte Interview konnte ich im Rahmen des damaligen Forschungskolloquiums für qualitative Sozialforschung Fritz Schützes an der Gesamthochschule Kassel auswerten. Zwar ermöglichten mir die zeitliche Distanz zu dem Auslandspraktikum und die Textform der biographischen Erzählung über diesen Lebensabschnitt zuallererst die Einnahme eines analytisch distanzierten Standpunktes. Die Form der diskursiven und multiperspektivischen Interpretation, d.h. die phantasierende und argumentative Übernahme der einzelnen Interaktionsstandpunkte im Interviewtext durch die Teilnehmer/innen der Forschungswerkstatt<sup>3</sup>, erweiterte und erleichterte meine dennoch weiterhin begrenzten Möglichkeiten der Reflexion der Praktikums- und Feldforschungserfahrung.

Nachfolgend soll zunächst näher darauf eingegangen werden, wie mit Hilfe des autobiographisch-narrativen Interviews die eigene Erfahrung kultureller Fremdheit thematisiert und reflektiert werden kann.

## 1. Die Biographieanalyse im Stile des autobiographisch-narrativen Interviews als adäquates Medium zur Reflexion von Fremdheits- bzw. Feldforschungserfahrungen

### a) Die Probleme, denen sich die Reflexion von Feldforschungs- und Berufspraktikumserfahrungen zu stellen hat

Es ist schon angedeutet worden: Der angehende Feldforscher ist herausgefordert, sich mit „Haut und Haar“ dem Fremden auszusetzen. Er muß – bildlich gesprochen – die eingetretenen Pfade verlassen, die bis dahin selbstverständlich gehandhabten Koordinaten im sozialen Leben in Frage stellen und sich auf Neues einlassen, um die fremden Lebenszusammenhänge zu verstehen. Die Suche nach Neuem, das Heraustreten aus Alltagsverpflichtungen und institutionelle Erwartungsfahrplänen i.S. eines biographischen Moratoriums gilt in der Biographieanalyse als wichtiger Resonanzboden für Wandlungsprozesse der Selbstidentität – biographische Umstände, die gerade auch von Reisenden und Auswanderern intuitiv gesucht werden (vgl. Schütze 1981, 1991). Auch die Reflexion der Fremdheitserfahrung im Zuge von Enkulturationsprozessen hat mit den biographischen Prozessen der Identitätsveränderung zu rechnen. Nun sind aber diese Identitätsveränderungsprozesse nicht als geordneter und sukzessiver Prozeß der Kompetenzerweiterung zu verstehen. Sie sind vielmehr von Verunsicherungen und Rückschlägen begleitet und können auch in biographische Verlaufskurven umschlagen (vgl. z.B. Riemann/Schütze 1991 zur Lebensgeschichte einer Einwanderin in die USA). Angesichts meiner Unfähigkeit zur Reflexion und angemessenen Darstellung der in der Fremde gemachten Erfahrungen nach der Rückkehr geriet auch ich seinerzeit in eine biographische Phase, die von Ernüchterung und Niedergeschlagenheit gekennzeichnet war.<sup>4</sup>

Ein Erklärungsansatz für das Vermittlungsproblem ist, daß dem Feldforscher oft relevante Dimensionen seiner Interaktion mit „den anderen“ und mithin seines Lernprozesses gewissermaßen aus seinem Blickfeld geraten bzw. seine Perspektive begrenzt ist. Hughes (1971, in: Schütze 1987) spricht in diesem Zusammenhang vom Dilemma der existentiellen Verwobenheit des Feldforschers in das ihn interessierende Interaktionsfeld der fremden Gruppe. Die existentielle Verwobenheit schränkt den analytischen Blick auf die zu untersuchende fremde Welt ein. Die Perspektive des Feldforschers bleibt mithin auf seinen Gesichts- und Handlungskreis begrenzt. Um die notwendige analytische Distanz weiterhin wahren zu können, fordert Hughes die beständige Reflexion der Perspektivenbegrenzung ein. Diese reflexive Haltung im Feldforschungs- oder auch Praktikumsprozeß fällt jedoch nicht nur dem „Novizen“ schwer, geht es doch zunächst darum, die Annäherung an die „fremde Sozialwelt“ zu gestalten, welche wesentlich mit dem Aufbau von Vertrauensverhältnissen zwischen dem Feldforscher und Mitgliedern der ihm fremden Gruppe besteht. Zunächst ist ein Eintauchen

chen in die fremde Sozialwelt gefordert mit dem Ziel, diese „mit den Augen des anderen“ zu verstehen (vgl. Koepping 1987). Je nach dem Grad der Nähe und forschungsethischer Leitvorstellungen von Engagement und dialogischer Partnerschaft (vgl. Koepping a.a.O.) wird jedoch gerade in der Anfangsphase die Reflexion der damit verbundenen Perspektivenbegrenzungen bewußt vernachlässigt.

Hintergrund ist die methodische Forderung, im Prozeß des Fremdverstehens einen unvoreingenommenen Blick zu entwickeln und die eigenen alltagsweltlichen und forschungstheoretischen Vorannahmen einzuklammern (vgl. z.B. Lanfranchi 1994 mit Bezug auf Gadamer 1975). Gefordert ist also – wie bereits angesprochen – eine Haltung der Offenheit, die Bereitschaft, sich verunsichern zu lassen, um auch das „Unvorhergesehene“ und das „Unvertraute“ in Blick zu bekommen.

Verstehen setzt jedoch auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen Auslegendem und Auszulegendem voraus. Es geht hier um die alte Grundannahme der ethnographischen Forschung, daß alle menschlichen Äußerungen auf der Basis gemeinsamen Menschseins grundsätzlich verständlich sind. In der interkulturellen Hermeneutik stellt die „existentielle kulturelle Erfahrung“ diesen notwendigen „traditionsstiftenden Zusammenhang“ her (vgl. Stagl 1981, S. 280f.).

Bei meiner ethnographischen Annäherung an die mir fremde Welt der peruanischen Barrios Populares zum Zwecke der Durchführung einer Jugenduntersuchung handelte es sich aber nicht um eine geplante Feldforschung unter dem Selbstverständnis des ethnographischen Fremdverstehens. Im Rahmen des eher „naturwüchsigen“ Prozesses des Fremdverstehens im Verlauf des Praktikums und der in dieses eingebetteten Jugenduntersuchung vollzog sich die Herstellung des traditionsstiftenden Zusammenhangs als ‚Suche nach Gemeinsamkeiten‘. Diese dienten aber gleichsam als unhinterfragter Orientierungspunkt für die Verständigung und nicht als Ausgangspunkt für ein Fremdverstehen i.S. der kritischen Überprüfung des vermeintlich Verstandenen an der weiteren Erfahrung mit dem Fremden.

Daß sich der Pol der notwendigen Distanzierung, der reflektierenden Außen-schau im Verlaufe der Feldforschung auflöst und es zu verklärten Sichtweisen der fremden Sozialwelt kommt, welche die systematische Verstehensdistanz ignorieren und fälschlicherweise selbstverständliches Verstehen unterstellen, ist jedoch auch in der einschlägigen Fachliteratur beschrieben. Bekannte Phänomene sind das „going native“ (als Aufgehen in der fremden Sichtweise, ohne das Verstandene für Dritte bzw. für die eigene Gruppe rückübersetzen zu können, vgl. Aoki 1992) und die „Nostrifizierung“ (als „Aneignung des anderen nach dem eigenen Maß“, vgl. Matthes 1992).

Im Zuge meiner eigenen Erfahrung einer ‚naturwüchsigen‘, d.h. nicht als solche systematisch angegangenen und geplanten Feldforschung machte ich die Erfahrung, daß mir das je Spezifische der fremden Welt im Zuge meines Vertraut-werdens mit ihr (z.B. durch den Aufbau von Freundschaftsbeziehungen) immer mehr aus dem Blick geriet. Dies mündete zunächst in die Unfähigkeit, über das Erfahrene zu kommunizieren. Die ethnographische Beschreibung konnte mit Gadamer (1975) deshalb nicht gelingen, weil „die Sache selbst“, d.h. der Gegenstand des Verstehensprozesses, aus dem Blick geraten war. Die ethnographische Annäherung schien bei einem intuitiven Sich-einfühlen und dem Verstehen-wollen stehen geblieben zu sein.



Die Reflexion von Feldforschungserfahrungen sollte – wie oben ausgeführt – gerade im Falle von „Novizen“ auch die Verwobenheit in soziale und biographische Prozesse rekonstruieren: biographische Prozesse des Identitätswandels sollten ebenso berücksichtigt werden wie soziale Prozeßstrukturen innerhalb von Interaktions- und Projektgeschichten. Ist die Außenperspektive in der Feldforschung wie im vorliegenden Fall verloren gegangen, muß es außerdem gelingen, sie nachträglich wieder herzustellen. Solch komplexen Anforderungen an die sozialwissenschaftliche Rekonstruktion von sozialen Prozessen wird die Biographieanalyse im Stile des autobiographisch-narrativen Interviews gerecht. Auf dessen Möglichkeiten des (hier: nachträglichen) methodischen Fremdverstehens soll nun eingegangen werden.

#### **b) Die Möglichkeiten des autobiographisch-narrativen Interviews zur Reflexion von Erfahrungen des Berufspraktikums mit Feldforschungscharakter**

Das Problem, nach der Rückkehr aus dem Auslandspraktikum keine angemessene ethnographische Beschreibung über die Jugendlichen in den Barrios Populares (Elendsviertel) von Cuzco/Peru anfertigen zu können, ging in erster Linie zurück auf das Auseinanderfallen von Wissen und Erfahrung. Das erworbene und in einem spanischen Abschlußbericht formulierte Wissen über die Lebenssituation der Jugendlichen in den Barrios Populares und ihre Selbstorganisationsbemühungen war sozusagen nicht mehr anschlussfähig an den Erfahrungszusammenhang meiner ethnographischen Annäherung an die Welt der Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

„Ich kam hinterher hier dann auch total ins Rotieren, totale Talfahrt gehabt, weil ich nichts erzählen konnte. Was die Leute, erzähl doch mal, was war denn da (?)“ (S. 28/26-30) Noch in der Erzählgegenwart des autobiographischen Interviews mißlingt der Versuch, die Zusammenhänge der „Heimkehrer-Depression“ analytisch zu durchdringen: „Da hab ich mir, das war denn so'n großer Konflikt als ich jetzt zurückkam (...) Wo ich mir dann so vorkam, was haste gemacht? Du warst weg, ne (?) und du hast nichts mitbekommen anscheinend, hast ignorant gelebt. Und das stimmt nicht irgendwie, das stimmt irgendwie nicht.“ (S. 29/5-15)

Die gängigen Darstellungsformen wie komprimierte Erfahrungsberichte und themenbezogene Abhandlungen über die Untersuchungsgegenstände behalten die Trennung zwischen Enkulturationserfahrung und Wissensvermittlung bei und erfordern darüber hinaus die distanzierte Gesamtschau und Auswahl der wichtigsten Ereignisse sowie die theoretische Aufarbeitung des Untersuchungsgegenstandes. Fehlt aber, wie oben dargestellt und in meinem damaligen Fall, die dafür notwendige analytische Distanz zur ertragreichen, erfahrungsgesättigten Erfüllung der genannten Darstellungsformen, bietet sich das autobiographisch-narrative Interview als Darstellungsmedium an. Es erlaubt die alltags sprachliche Darstellung des Erlebten aus dem Stegreif und entlastet auf diese Weise von einem behindernden „Theoriedruck“. Ist die Erzählaufforderung ein-



mal ratifiziert und überläßt sich der Erzähler dem erinnerten „Erfahrungsstrom“, werden die Zugzwänge des Kommunikationsschemas des Erzählung in Gang gesetzt (vgl. Schütze 1989). Selbst unklare und ungeordnete Ereignisse und Erfahrungen können somit zur Darstellung gebracht werden. Das Ausgehen vom Zeitfaktor (d.h. dem zeitlichen Ablauf als roten Faden zur Darstellung der Fremdheitserfahrung) ermöglicht die Gestaltung einer Gesamtansicht, die auch mit Beschreibungspartien kombiniert werden kann, welche Aufschluß über den „jeweils gegebenen Zusammenhang der Wirklichkeitssubstrate hinter denselben“ geben können (vgl. Stagl a.a.O., S. 289)<sup>5</sup>.

Die Auswertung des Interviewtextes meiner damaligen Feldforschungserfahrung mit den einschlägigen Analyseprozeduren des autobiographisch-narrativen Interviews (Schütze 1989) ermöglichte die Rekonstruktion des Feldforschungs- bzw. Praktikumsprozesses als Enkulturationsprozeß mit den darin verwobenen biographischen und sozialen Dimensionen. Ein zentrales Ergebnis der formalen Textanalyse des mit mir geführten autobiographisch-narrativen Interviews war die Identifizierung von zwei unterschiedlichen Erzählebenen. So konnte die Erzählkette zur Darstellung der Enkulturationserfahrung im Zuge der wechselseitigen Annäherung an eine Clique junger Erwachsener und insbesondere an deren „Anführer“, einen jungen Studenten, der sich besonders für die sozialen Belange seines „Barrios“ engagierte, identifiziert werden. Sie stand derjenigen des Untersuchungsprozesses gegenüber, welcher unter dem Thema „Die Lage der Selbstorganisation der Jugendlichen in den Barrios Populares“ als Praktikumsarbeit zwischen mir und der privaten Sozial- und Bildungseinrichtung vereinbart worden war.

Die Gegenüberstellung des „naturwüchsigen“ Prozesses der ethnographischen Annäherung und der Praktikumsarbeit der Jugenduntersuchung wird bereits zu Beginn der Erzählung zum eigentlichen Praktikumsaufenthalt eingeführt:

„Und eh gut, dann fing das für mich auch an, Literaturstudium. Eh da war ich kaum 'ne Woche da, mein Gott das kann es doch nicht sein, ne (?) Jetzt hängste hier zwar rum, machst die Bürozeiten mit von morgens neun bis mittags, natürlich schön lang Siesta, Mittagspause, toll, klasse, aber dann wieder nachmittags bis abends, ne (?) Und ich wollte, meine Absicht war, ich wollte die Barrios kennenlernen. Ich wollte die Leute kennenlernen, ne (?) Und ehm dann drängte ich schon immer 'nen bischen darauf.

Und dann kamen dann allerdings Dirigentes, also so, das sind so Jugendgruppenleiter oder andere Führer in Basisorganisationen, die einen ganz guten Kontakt zum Centro hatten, kamen rein und so erste Annäherungsversuche, na hallo und so.“ (S. 7/10-27)

Die Gegenüberstellung der beiden Erfahrungsebenen wird besonders deutlich im Zuge der Darstellung eines Schlüsselerlebnisses der Begegnung mit jungen Erwachsenen während einer Veranstaltung des „Centros“ (der Bildungseinrichtung) im Gemeinschaftshaus eines Barrios:

„Und so trafen wir uns und tauschten uns aus, ja gemeinsame Interessen, Musik zum Beispiel, und ja erzähl doch mal, wie ist es bei euch, also wie es bei mir ist, Deutschland und so, und so kamen wir ins Gespräch.“ (S. 8/22-29)

Diese Erfahrung, die sehr positiv bilanziert wird: „Da war ich natürlich ziemlich zufrieden, das machte mich natürlich dann glücklich. So erst mal, endlich, son Gefühl, na jetzt passiert mal was.“ (S. 8/29-31) wird auf der Erzählebene klar in Kontrast zum Un-

tersuchungsprozeß gestellt: „Und die ganze theoretische Arbeit, die Schwierigkeiten machte, weil wir saßen dann da und dann wurde uns gesagt, na dann macht doch mal einen Untersuchungsplan ....“ (S. 8/31-35).

Die Erzählfketten verlaufen über weite Strecken des Interviews parallel und unabhängig voneinander, bis sie im Zusammenhang mit der Abfassung des Forschungsberichtes in Peru zeitweise miteinander zur Deckung gelangen, um dann wieder – nach der Rückkehr – auseinanderzufallen.

Die Verzahnung des Enkulturations- und des Untersuchungsprozesses wurde zuallererst von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen, mit denen ich engere persönliche Kontakte bis hin zu Freundschaften pflegte, hergestellt. So griff der „Kopf“ der Jugendclique, „J.“, mit dem ich eine engere freundschaftliche Bande bis hin zum Austausch sehr persönlicher Erfahrungen aufbaute und der sich gewissermaßen zum Sachwalter und Mittelsmann für meinen Enkulturationsprozeß machte, in den Forschungsprozeß ein. Er wies mich darauf hin, daß das eingeschlagene forschungspraktische Vorgehen (anhand eines deduktionslogisch erstellter Leitfragenkatalogs) die geplante Auseinandersetzung mit den Fragen nach den Lebensverhältnissen, Schwierigkeiten sowie individuelle und kollektive Strategien ihrer Bearbeitung eher behindern als befördern würde. Die Diskussion der von mir eingebrachten Themen wurde daraufhin unter der Regie „J.’s“ in wechselnder Gruppenzusammensetzung diskutiert.

„Und so entwickelte sich dann in einer Kleingruppe, die dann immer wechselte auch mit den Teilnehmern, da waren auch Mädchen und Frauen dabei (...) Wir hielten uns schon an die vorgegebenen Stränge sozusagen, aber anhand derer entwickelten sich Gespräche. Und das hat auch den Leuten Spaß gemacht dann. Weil, da haben sich auch wirklich mal über eigene Probleme selber unterhalten können.“ (S. 20/25-33)

Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen konnten also die aus ihrer Sicht relevanten „Lebensweltausschnitte“ und Probleme benennen und diesbezüglich ihre eigene Bedeutungszuschreibungen entwickeln. Diese zusätzlichen Informationen über die wichtigen Themen für die Jugendlichen und ihr Zusammenhang zu den für die Untersuchung relevanten Fragestellungen beförderten schließlich beim Praktikanten die Verzahnung der ethnographischen Annäherung und der Interpretation der Daten aus der Jugenduntersuchung. Formaltextlich kommt es in diesem Darstellungszusammenhang schließlich zur Koinzidenz der beiden Erzähllinien:

„Und dann bekam ich auch so’n Zusammenhang plötzlich. Die ganzen Bruchstücke, die wir da rein bekamen von den anderen Seiten – die Leute, die sich strikt an den Fragebogen gehalten haben, zu denen wir aber nicht das Verhältnis hatten, mit denen so Gespräche zu führen – das fügte sich zusammen und so ein Bild erschloß sich. Dann auch was man, eh was ich dann so erlebt habe im Alltag dort oder in anderen Gesprächen. So kam ich, kam es natürlich sel/mal zu Gesprächen mit Leuten, so zwanglos, wo dann auch natürlich so Sachen, Alltag thematisiert wurde oder Problembereiche, ne (?) Was so kleine Diebstähle oder so was anbelangt, ne (?)“ (S. 21/13-25)

Der auf Spanisch verfaßte Endbericht gibt Auskunft über die soziale Lage der Jugendlichen aus den „Elendsvierteln“ Cuzcos, ihre ökonomische, soziale und kulturelle Ausgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft, Generations- und Kulturkonflikte in den Herkunftsfamilien und den Barrios sowie die entsprechen-

den individuellen und kollektiven Bearbeitungsstrategien der Jugendlichen. Die Abfassung war zwar nur möglich vor dem Hintergrund der erworbenen „Feldkenntnis“. Diese „ethnographischen Kenntnisse“ waren jedoch auch sehr von meinem „Gewährsmann“ J. geprägt. Dabei spielte nicht das möglich Problem der „Objektivität“ der Informationen eine Rolle.<sup>6</sup> Vielmehr spielten forschungsethische bzw. Probleme der Vertraulichkeit von Informationen eine wichtige Rolle dafür, daß ich bereits während des Praktikumsaufenthaltes zwischen persönlicher Beziehung einerseits und Praktikumsarbeit (die Jugenduntersuchung) andererseits unterschied und diese voneinander abgrenzte. Diese Trennung entwickelte ich auch gewissermaßen als Gegenstrategie zu den Auswirkungen der zwischen mir und der Praktikumsinstitution sowie meiner peruanischer Kollegin unzureichend aushandelten Untersuchungsziele sowie der unklaren Rollendefinition der Beteiligten.

„Ich stand fast alleine dort. Ich hab das beschrieben mit dem Centro, da bekam, kam kaum Unterstützung aus eh ja verschiedenen Gründen. Eh die/der Austausch mit der Kollegin funktionierte nicht. Die Kollegin selber war nicht gerade, eh was eh in der Sache auch drin oder weiter oder wie kann man das sagen (?) steckte da nicht so drin, ne (?) (...) Und ich eh das Wichtige, immer wieder eh habe ich mich auf das Wichtige zurückbezogen, was für mich war, ich möchte mit den Leuten Kontakt haben, ich möchte eh ja mit ihnen diskutieren, sie verstehen, mit ihnen zusammen was machen.“ (S. 29/27-41)

Diese Trennung wurde trotz der produktiven Überschneidung von „naturwüchsiger ethnographischer Erkundung“ und „Jugenduntersuchung“ im Kern nicht überwunden:

„Also ich kam dann irgendwann zu dem Punkt, daß ich auch diese Untersuchung – zwar immer wieder eh für mich trennte – aber sie doch insofern zu meiner Untersuchung machte, als daß ich dann bei der Abfassung, und als es dann daran ging das in irgendwie in `ne Form zu bringen, eh gerade darauf zurückgeworfen war, eh gerade darauf zurückgreifen mußte, und es nur so darstellen konnte, wie ich es hatte verstehen können durch diese persönlichen Beziehungen.“ (S. 30/22-32)

Die Trennung wurde dann nach der Rückkehr wieder virulent. Erst die Auswertung der Praktikumserfahrung auf der Grundlage des autobiographisch-narrativen Interviews ermöglichte dann die produktive Reflexion der bis dahin nicht befriedigend zu kommunizierenden Lernprozesse als Enkulturations- und als Forschungsprozeß und damit die Auflösung des prägendsten Motivs der „Heimkehrer-Depression“.

Die Biographieanalyse ermöglichte aber auch ausgehend von der Rekonstruktion der selbst erlebten Erfahrung als Fremder in einem Forschungs- und Bildungsprojekt, die eingehende Beschäftigung mit der sozialen Figur des Fremden in der Feldforschung im Allgemeinen und Handlungsprojekten der Educación Popular im Besonderen. Darauf soll nun näher eingegangen werden.

## 2. Zur sozialen Figur des kulturfremden Forschers und der entsprechenden Probleme und Chancen kultureller Fremdheit für den Erkenntnisprozeß

Bei der Fremdheitserfahrung in meinem Auslandspraktikum handelte es sich – wie gesagt – um eine „naturwüchsige“ ethnographische Vorgehensweise zur Erschließung der für mich fremden Zivilisations- und Kulturmuster in den Barrios Populares der Stadt Cuzco in Peru. Das heißt, die Kontaktaufnahme zu den peruanischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen und die Teilnahme an ihren Aktivitäten war nicht als ethnographische Feldforschung geplant. Den Handlungsrahmen gab vielmehr das Bildungskonzept der Educación Popular ab, das auf die Unterstützung von Selbstorganisations- und Bildungsprozessen der „unterdrückten“ (ökonomisch, sozial und politisch randständigen bzw. ausgegrenzten) Bevölkerung abzielt. Wichtige Handlungsmaximen sind die Solidarität mit und das soziale Engagement für die Armutsbevölkerung der (oftmals studierten und aus der Mittelschicht stammenden) Bildungsarbeiter, welche im Idealfall mit dem Mittun im Alltag und der Teilnahme an den „sozialen und politischen Kämpfen“ verbunden ist. Die Zielrichtung meiner ethnographischen Annäherung war, in diesem sozialen Kontext als Kulturfremder handlungsfähig zu werden. Mit Schütz (1972 a, S. 54-55) war ich also in der Position eines „Handelnden in der sozialen Welt“, der am Kennenlernen von handlungsrelevanten Ausschnitten der ihm fremden sozialen Welt interessiert ist. Die erworbenen Kenntnisse organisiert dieser „nicht in Begriffen eines wissenschaftlichen Systems, sondern in Begriffen der Relevanz für seine Handlungen“. Die oben angeführte Gefahr des Verlustes der analytischen Distanz zum Erkenntnisgegenstand (dem Verstehen der fremden Kultur) und der eigenen Perspektivenbegrenzung als teilnehmender Beobachter ist unter solchen Bedingungen selbstverständlich noch größer als in geplanten Feldforschungsprozessen. Obwohl es sich also „nur“ um eine „naturwüchsige“ Feldforschung handelte, ermöglichte die Rekonstruktion der Praktikumserfahrungen mit Hilfe des autobiographisch-narrativen Interviews dennoch das Herausarbeiten von zentralen Aspekten der sozialen Figur des kulturell Fremden und der entsprechenden Chancen und Probleme des Fremdverstehens.

Die Interviewerzählung beinhaltet die Darstellung der Zusammenarbeit mit der peruanischen Kollegin, die auch an der Erstellung der sozialwissenschaftlichen Studie über die Barrio-Jugendlichen beteiligt war. Die formale Position des Fremden konnte deshalb u.a. im Vergleich der zum Teil unterschiedlichen Vorgehensweisen bestimmt werden.

Meine Kollegin, „P.“, war in Cuzco geboren und aufgewachsen und stammte aus einer recht wohlhabenden und angesehenen Familie. Sie hatte aber keine „intimere“ Kenntnis der städtischen Elendsviertel „und hatte offensichtlich Schwierigkeiten, einfach so in das Barrio zu gehen, Kontakt zu den Leuten zu haben.“ (S. 13/22-25) Ihr Zugang zu der „Armutsbevölkerung“ der Stadt war eher politisch motiviert. Sie war der linksintellektuellen Szene der Stadt zugehörig, die ihr Engagement in den Elendsvierteln der Stadt immer auch in dem größeren Zusammenhang nationaler politischer Veränderungen sah.

Am Beispiel meiner Kollegin P. kann die Gefahr der Nostrifizierungsbemühungen, welche auch die peruanische Mittelschichtskultur im Allgemeinen betrifft, erläutert werden. So setzten P. und die anderen Angehörigen der linksintellektuellen Szene die Lebensverhältnisse bzw. das, was die Menschen in den Barrios bewegt, ihre (Veränderungs-) Wünsche und Hoffnungen als bekannt voraus. Dies basierte auf der Unterstellung der kulturellen Homogenität („Wir sind alle Peruaner“) und auf die Unterstellung der angemessenen, d.h. die „wahren“ Bedürfnisse der Armutsbevölkerung erfassenden und zur Geltung bringenden politischen Bildungstheorie und –arbeit der sog. Educación Popular oder anderer marxistisch orientierter politischer Theorien („objektive Klasseninteressen“).

Meine Kollegin sah es also nicht als problematisch an, die Elendsviertel ihrer Heimatstadt und die dortige Bevölkerung nicht näher kennengelernt zu haben. Deutlich wurde aber weiterhin, daß ihr Bild der Barrios und der dortigen Bewohner von Aktortypisierungen aus dem Common-Sense-Verständnis geprägt waren („gefährliche Barrios“/„Kriminalität“), welche ihre Kontaktaufnahme auch mit der Zielgruppe der Untersuchung behinderten:

„Und wir waren dann mal auch ein, zwei Mal dort, dann später mal. Sie hatte echt Schiß, ne (?) (...) Ich mußte sie dann/sie guckte dann immer so, eh na ja, ich wußte halt, gut ich bin jetzt hier bekannt und der Weg den ich jetzt gehe, die Leute kennen mich und so. Da wird das/is das soweit in Ordnung, ne (?) Da gucken vielleicht immer noch Leute schräg, aber man kennt mich, ne (?) Und sie ka/hatte das Gefühl nicht, weil sie diese Auseinandersetzung natür/oder diesen Zugang überhaupt nicht hatte, ne (?)“ (S. 14/5-18)

Die – intuitiv – vorgenommene Distanzierung P.'s von der „Welt der Barrios“ führte schließlich zu einer Beeinträchtigung der – von ihr gar nicht als solche wahrgenommenen – interkulturellen Kommunikation zwischen ihr und den „Untersuchungsobjekten“. Die an einem Austausch interessierten Jugendlichen äußerten sich darüber enttäuscht:

„(...) die P. und so, warum kommt die nicht mal. Eh dann auch `ne Kritik und so, ne (?) Daß sie nicht mal selber kommt. Dann so `ne Vorstellung, du kannst doch mit den Männern und Jungs eh mal eher unterhalten. Warum geht sie denn nicht mal auf die Mädels da zu, ne (?) Wieso macht se das nicht, ne (?) Da waren sie so'n bisschen sauer.“ (S. 21/32-38)

Im Vergleich zu meiner Kollegin P. erwies es sich die auf meiner Seite für den Ablauf der Untersuchung nachteilige Bedingung, als kulturell Fremder zunächst gleichsam wie ein Kind in die verschiedenen sozialen Welten (peruanische Arbeitswelt in der Bildungseinrichtung, Alltagswelt in den Barrios Populares) einsozialisiert werden zu müssen, im Laufe des Forschungsprozesses zeitweilig als Vorteil. So ermöglichte mir die Position der Fremdheit zunächst die Einnahme eines unvoreingenommenen Blicks. Das für meine Kollegin als Angehörige der peruanischen Nationalgesellschaft vermeintlich Selbstverständliche wie die Interaktion mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen und das Wissen über deren Lebensbedingungen in den Barrios Populares war mir zunächst unbekannt und fremd. Ich war dagegen gewissermaßen gezwungen, mir diese „Selbstverständlichkeiten“ im direkten Umgang anzueignen. Im Gegensatz zu meiner Kollegin verbrachte ich deshalb viel Zeit in den Barrios Populares – auch und gerade in der Freizeit. So bekam ich Einblicke in die Lebenswelt der Barrio-Jugendlichen und deren Biographien sowie Sichtweisen ihrer Sozialwelt, Zu-

kunftsvorstellungen, Wünsche und Hoffnungen, die sich meiner Kollegin ausgehend von unserem Fragebogenwissen nicht erschlossen. Meine diesbezügliche ethnographische Unvoreingenommenheit ging selbstverständlich auch darauf zurück, daß die Fragen der sozialen Zugehörigkeit und Abgrenzung (die „feinen Unterschiede“ i.S.v. Bourdieu) für mich als Fremden keine Rolle bzw. eine viel geringere Rolle spielten als für meine peruanische Kollegin.

Hier machte sich also die „Attitüde des Objektiven“ des Fremden geltend, wie sie von Simmel (1958, S. 509-512) in seinem Exkurs zum Fremden dargelegt wird. Der Fremde ist demnach nicht den „verwandtschaftlichen, lokalen, beruflichen Fixiertheiten (der anderen sozialen Welt, M.A.) verbunden“. Als dem „schlechthin Beweglichen“ oder „Weiterziehenden“ werden „ihm oft die überraschendsten Offenheiten und Konfessionen, bis zu dem Charakter der Beichte entgegengebracht (...), die man jedem Nahestehenden sorgfältig vorenthält“. Da der Fremde aber nie ein organischer Teil der anderen Gruppe werden kann, bezeichnet Simmel die formale Position des Fremden als „Nahverhältnis (...) aus der Vogelperspektive“. Dieser formalen Position wohnt also die Chance inne, eine zu untersuchende soziale Realität multiperspektivisch, im Sinne des wissenschaftlich objektiven Standpunktes zu betrachten. So reflektiert auch Hughes (1971, in: Schütze 1987, S. 539), als Fremder eine besonders günstige Ausgangsposition für seine Untersuchungen in Kanada gehabt zu haben, welche ihm einen analytischen Blick für die verdeckten soziokulturellen Ordnungsstrukturen der beiden großen ethnischen Gruppen ermöglichte. Die der Position des Fremden zugewiesene unvoreingenommene Außenperspektive wird auch außerhalb der Forschung z.B. im Bereich der „psychologischen Urteilsbildung“ in der Beratung als Erkenntnischance verstanden (vgl. Lanfranchi a.a.O.).

Dennoch war auch meine im Unterschied zur peruanischen Kollegin „naturwüchsige ethnographische Herangehensweise“ nicht frei von Gefahren der Voreingenommenheit und der Nostrifizierungsbemühungen. So war meine Praxisdevise, den Kontakt mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu suchen und mit ihnen in einen Austausch unter „Gleichen“ zu treten, nachhaltig beeinflusst durch den Rat eines „Befreiungspädagogen“ aus Lima. Ich lernte diesen Pädagogen bereits während einer vormaligen touristischen Perureise als kenntnisreichen und kritischen Repräsentanten der *educación popular* kennen und schätzen. Wie der nachfolgende Auszug aus einem Brief aus der Anfangsphase des Auslandspraktikums zeigt, begründete der „Rat des Pädagogen W.“ nicht nur meine quasi ethnographische Herangehensweise während des Praktikums. Er verdeutlicht auch die Übernahme von Orientierungsmustern, welche eine persönliche Voreingenommenheit bezüglich meiner Praktikumsinstitution und der dort tätigen Mitarbeiter aus der peruanischen Mittelschicht. Genau betrachtet, ist bereits hier die oben näher beschriebene unheilvolle Trennung von Enkulturations- und Untersuchungsprozeß angelegt:

„Aber was ich eigentlich sagen will, ist, daß W. mir mit dem, was er sagte und fragte, wieder klar machte, worum es auch mir geht. Nämlich nicht um mich, um eine wissenschaftliche Untersuchung, die niemanden dient, außer vielleicht meiner Diplomarbeit oder einem Centro, das diese, wenn sie gut (= wissenschaftlich) ist, in seinem Namen veröffentlicht. Es geht um die Leute, die für ihr Leben und um ihr Überleben kämpfen; (...)



Und wenn ich mich an einer Untersuchung beteilige oder sie sogar vorantreibe, hat sich diese maßgeblich an den Kriterien der – in diesem Falle – Jugendlichen zu orientieren. Denn ich bin ja hier, um gerade von ihnen zu lernen. So wie W. erzählte, ist es wohl ziemlich bequem möglich, fast die ganze Zeit in einem Centro zu verbringen, irgendwelche theoretischen Arbeiten verrichten und einmal im Monat mit den Leuten aus dem Barrio mittels einer organisierten Veranstaltung u.ä. in Kontakt zu treten.“ (Appel 1990, S. 103)

Die daraus abgeleitete Praxisdevise, als „Gleicher unter Gleichen“ Kontakt mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen der mir kulturell und sozial fremden Welt der Barrios Populares in Cuzco aufzunehmen, begründete zwar die ethnographische Annäherung aus einer kritischen Haltung gegenüber den vermeintlichen Verlockungen der peruanischen Mittelschichtskultur und ihrem entsprechenden selbstreferentiellen Verstehenshorizont. (Vor diesen ‚warnte‘ mich ja der Pädagoge.) Dieser Praxisdevise wohnte gleichwohl aber auch die Gefahr inne, kulturelle Unterschiede zu individualisieren und vor allem nach Gemeinsamkeiten zwischen mir und der mir kulturell fremden Interaktionspartner in den Barrios zu suchen. Die entsprechenden Nostrifizierungsbemühungen mündeten schließlich in eine Überidentifikation mit meinem Freund und Gewährsmann J.:

„Wir sind dann von einer Veranstaltung im Barrio zu ihm gegangen und eh dann unterhielten wir uns. Zwei Flaschen Bier gekauft oder drei und saßen dann zusammen und haben uns sehr persönlich halt unterhalten. Viel Parallelen halt festgestellt. Eh das ist ja auch so 'ne witzige Sache, ne (?) Ehm genau das, eh das ehm ich hatte vorhin zum Beispiel von der Ablösung erzählt, davon erzählt, was anderes machen zu wollen, von mei/von meiner Jugendzeit. Und das war bei ihm eben auch so, ne (?) ....“ (S. 27/16-24)

Das Ergebnis dieser „Suche nach Gemeinsamkeiten“ war aus der Perspektive der Feldforschungsmethode die Überidentifizierung mit dem ‚Untersuchungsgegenstand‘:

„Die Kriterien, eh oder sagen wir mal so, irgendwann konnte ich das Spezifische dieser neuen Welt, die ich da kennenlernte gar nicht mehr benennen.“ (S. 27/36-38)

Wie bereits oben erörtert ist die Dialektik von Fremdheit auch in ‚professionellen Feldforschungen‘ auf der Handlungsebene (d.h. während der Feldforschung und z.T. der Auswertung) schwierig zu handhaben, strebt doch der Fremde in seiner Haltung und seinem Tun oft entweder dem Pol der Nähe (Teilnahme, Engagement) oder der Vogelperspektive (analytische Distanz, Überstülpen von Begriffssystemen) zu. Selbstverständlich gibt es methodische Vorschläge und Forderungen, den Gefahren des Verlustes der analytischen Distanz zu begegnen. So unterstreicht Hughes (a.a.O.) – wie bereits oben ausgeführt – die Notwendigkeit, in der Feldforschung die Perspektivenbegrenzung durch die Verwobenheit des Forschers im Untersuchungsfeld zu reflektieren (s.o.). Matthes (a.a.O.) weist auf die Gefahr einer eurozentristischen Praxis des Kulturvergleichs hin, „in der das vorgegebene eine (die aus der westlich-europäischen Entwicklungsgeschichte abgeleiteten Vergleichskategorien, M.A.) am anderen wiederentdeckt wird“ (S. 83). Er schlägt vor, die Erfahrung der Alterität in das Zentrum des Kulturvergleichs und mithin des Fremdverstehens zu stellen und sie nicht nur als Kontrasterfahrung, sondern auch als andere Möglichkeit und Ergänzung wahrzu-



nehmen. „‘Anderes‘ erscheint nicht einfach von außen, als ‚Größe‘ an sich gegenüber dem ‚Eigenen‘ als ‚Größe‘ an sich, - sondern ‚Eigenes‘ und ‚Anderes‘ stellen sich in wechselseitigem Bezug her. Dies ist es, was zuallererst zum Thema werden muß, wenn man ... ‚Vergleichen‘ bewußt, methodisch sozusagen, betreiben will.“ (S.95)

Die Probleme für den Erkenntnisprozeß auf der Grundlage des Fremdverstehens können also auch in der Ausbildung/im Studium thematisiert und mithin antizipiert werden. Folgende Problemquellen grundsätzlicher Art lassen sich benennen:

- Barrieren des Zugangs, der Kommunikation und der Übersetzbarkeit durch die kulturelle und biographische Inkommensurabilität zwischen Ethnograph und Angehörigen der ihm fremden Kultur. Bezüglich der Zugangs- und Kommunikationsbarrieren hat der Feldforscher nur eine begrenzte Einflußmöglichkeit. Eine wichtige Rolle spielen die Rollen- und Statuszuweisungen durch die ‚Aufnahmegesellschaft‘, welche die Beobachtung und Integration des Feldforschers erst ermöglichen, ihm aber auch Restriktionen auferlegen können. (vgl. Dammann 1991, S. 135 u. Kutzschenbach 1982, S. 69)
- Die Unterstellung von Fremdheit auf der Grundlage von unangemessenen Außenkategorien, z.B. auf der Grundlage von unreflektierten common-sense-Annahmen in der Herkunftskultur des Ethnographen.
- Oder sogar die Unterstellung existentieller Fremdheit unter Mißachtung des Kulturkontaktes. Ein Beispiel hierfür sind etwa die abwertenden Beschreibungen der Trobriander durch Malinowski in seinem Tagebuch (vgl. Malinowski 1985).
- Nostrifizierung unter den Vorzeichen theoretischer und persönlicher Voreingenommenheiten. Klassisch steht hierfür die Kritik Freemans an den Samoa-Studien M. Meads und die von ihm als „preconception- und exotic-bias“ bezeichneten Verzerrungen der Daten und ihrer Analyse. (vgl. Dammann a.a.O., S. 46-59 u. Kutzschenbach a.a.O., S.69)
- Going native und Identitätsunterstellung mit der Folge des Verlustes der analytischen Distanz. (vgl. z.B. Aoki a.a.O.)
- Unreflektierte psychische Abwehrmechanismen des Feldforschers als Reaktion auf auftretende Spannungen in der Feldforschung. So kann etwa die Auswertung von „angsterregendem Material“ dadurch zu Verzerrungen führen, daß der Forscher „Teile seines Materials unterdrückt, entschärft, nicht ausgewertet, falsch versteht, zweideutig beschreibt, übermäßig ausgewertet oder neu arrangiert.“ (Devereux 1967, S. 67)

Daß sich das autobiographisch-narrative Interview als Instrument zur (freilich nachträglichen) Reflexion dieser grundsätzlichen Problemquellen ethnographischer Forschung eignet, ist bereits weitgehend im vorangegangenen Text aufgezeigt worden. Sie sollen abschließend noch einmal kurz am empirischen Material des autobiographisch-narrativen Interviews zum Auslandspraktikum bzw. mit Verweisen auf die entsprechenden vorangegangenen Erörterungen kontextualisiert werden.

So wird im Interview deutlich, daß ich trotz vorangehender mehrwöchiger Aufenthalte in Lateinamerika zu Beginn des Auslandspraktikums von einer

extremen Fremdheit gegenüber den quetschuastämmigen Bewohnern der städtischen Elendsviertel Cuzcos ausgegangen bin:

Im Rahmen einer dem Praktikum vorausgegangenen touristisch ausgerichteten Reise nach Peru ‚besichtigte‘ ich bereits einmal die Barrios von Cuzco mit einer deutschen Entwicklungshelferin. Im Zusammenhang mit dem Besuch einer Frauengruppe heißt es im Interview: „und mir fiel dann doch auf, da gibt’s doch viele Parallelen, erst auf so einen ersten Blick, nicht (?) Eh zwischen zum Beispiel diesen campesinos, die ich in Nicaragua kennengelernt hatte und den Frauen, die sich dort organisiert hatten. Ich hatte so Sachen wiedergefunden. Und so kam dann, eh ging dann auch so die Dis/eh diese Angst davor, oder dieses, diese Vorbehalte, die vorher hatte, das war so fremd, ich würde da nichts verstehen, die wurden damit aufgegeben.“ (S. 1/36-2/1)

Es ging hier also um eine „Bannung“ des Fremden durch die Suche nach Ähnlichkeiten auf der Grundlage von biographischen Vorerfahrungen – es handelte sich also um einen „Nosrifizierungsversuch“ i.S. Stagls (1981). Deutlich wird freilich auch die grundsätzliche Annahme der extremen Fremdheit.

Die Barrieren des Zugangs und der Kommunikation werden in Rückgriff auf zusätzliche Quellen (den „Ratschlag des Pädagogen W.“ mit der daraus resultierenden Strategie, den Kontakt aktiv zu suchen und sich als Gleicher bzw. Lernender anzunähern, s.o.) und im Interview im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung der unterschiedlichen ethnographischen Zugangsweisen meiner peruanischen Kollegin und mir thematisiert. In diesem Zusammenhang habe ich auch die unterschiedlichen Weisen der Nostrifizierung ausgeführt (s.o.).

Auch der Prozeß des going native und der Identitätsunterstellung mit der Folge des Verlustes der analytischen Distanz ist oben am empirischen Material dokumentiert worden (s. Beschreibung und argumentative Auseinandersetzung mit der Überidentifizierung mit J.).

Die Übersetzungsbarriere zeigte sich im Falle der hier dokumentierten Feldforschungserfahrung gewissermaßen erst im Nachhinein – nämlich in der Unfähigkeit die erworbenen Kenntnisse über die Barrios von Cuzco nach der Rückkehr adäquat darstellen zu können. Dies drückte sich auch in dem nur unbefriedigend gelungenen Versuch aus, den spanischsprachig verfaßten Endbericht ins Deutsche zu übersetzen. Korrespondierend zur Strategie meiner ethnographischen Annäherung auf dem Wege der Identifizierung mit dem Fremden über die Suche nach Gemeinsamkeiten spiegelte sich auch auf sprachlicher Ebene der Vorrang einer „intuitiv-metaphorischen Art des Verstehens“ wider,<sup>8</sup> welche allerdings zu den Übersetzungsschwierigkeiten führte. (Die in der Forschungssituation und –interaktion nicht als widersprüchlich erlebten Bedeutungsfacetten einzelner Worte oder Ausdrücke werden erst bei der Übersetzung und ihrer notwendigen Kontextualisierung zum Problem. Vgl. Aoki a.a.O.)

Die genannten Problemquellen ethnographischer Forschung hängen stark von den jeweiligen persönlichen und kulturellen Hintergründen des Forschers ab. Darauf wurde oben im Vergleich der unterschiedlichen Nostrifizierungsbemühungen meiner peruanischen Kollegin und mir als kulturfremden Praktikanten hingewiesen. Da der Feldforscher sich selbst das wichtigste Instrument im Prozeß des Fremdverstehens ist (vgl. Dammann a.a.O., S. 56), ist die methodische Kontrolle der persönlichen und kulturellen Hintergründe eine der wichtig-

sten Herausforderungen der ethnologischen und soziologischen Feldforschung. Das sind auch die Lehren aus den anthropologischen „Restudies“, die oft im Vergleich zu den Ausgangsstudien zu diametral anderen Einschätzungen der untersuchten Kultur gelangen, wie die prominenten Beispiele der Tepotzlan-Studien von Redfield und Lewis (vgl. Agar a.a.O.) und die Freeman-Kritik an der Samoa-Studie Margret Meads (vgl. Dammann a.a.O., Koepping a.a.O.) zeigen.

Folgende Möglichkeiten der methodischen Kontrolle des Einflusses der Subjektivität, Perspektivität und Selektivität des Feldforschers auf die Prozesse des Fremdverstehens können benannt werden (vgl. a. Agar a.a.O., S. 99-103). Sie sind allerdings für „Novizen“ i.d.R. erst nach dem eigentlichen Feldforschungsaufenthalt anzuwenden.

- Die Dokumentation des Lernprozesses, von Schlußfolgerungen und deren Falsifizierung durch neue Informationen/Erkenntnisse sollte Teil der Feldnotizen sein.
- Die kritische Lektüre des empirischen Materials aus unterschiedlichen Perspektiven mit dem Ziel, der eigenen Vorurteile und Vorannahmen bewußt zu werden. Dies ist jedoch bereits *während* des Feldaufenthaltes wohl nur von erfahrenen Feldforschern zu leisten.
- Für die *nachträgliche* Reflexion des Einflusses der Vorannahmen auf den Gang der Untersuchung kann allerdings die Forschungswerkstatt ein geeignetes Setting sein (vgl. Schütze a.a.O.). Auch der Vergleich unterschiedlicher Gegenstände und sozialer Situationen kann hier nachträglich aus der Sicht unterschiedlicher Perspektiven noch einmal wiederholt und überprüft werden. Diese doppelten Vergleichsmöglichkeiten können freilich auch während der Feldforschung durch unterschiedliche Beobachter/Feldforscher sichergestellt werden.
- Wie schließlich fremdkulturelle Verstehensprozesse durch die rigorose Analyse der gesammelten empirischen Daten methodisch kontrolliert werden können, wurde schon eingangs mit dem Mexiko-Beispiel gezeigt.

Die Fremdheitserfahrung selbst ist jedoch für den Feldforscher immer auch eine persönliche und oft biographisch relevante Erfahrung. Verschiedene Autoren weisen auf die lebensgeschichtlich wichtige Bedeutung von Feldforschungen hin. So spricht Merleau-Ponty (1986, S. 20 zit. in: Dammann a.a.O., S. 43) davon, daß die Ethnologie eine Denkweise sei, „die sich aufdrängt, wenn der Gegenstand ein ‚anderer‘ ist und *uns eine Wandlung unserer selbst abverlangt*.“ (Hervorhebung von mir, M.A.) Und Lévi-Strauss bezeichnet den Einfluß der Feldforschung auf die persönliche Entwicklung des Forschers ähnlich als „innere Umwälzung (...) die aus ihm wahrhaftig einen neuen Menschen macht.“ (Lévi-Strauss 1967, S. 400). Auch die hier beschriebene Fremdheitserfahrung war von biographischer Relevanz, setzte sie doch einen Prozeß der Identitätsverunsicherung und –veränderung in Gang, der nach seiner biographieanalytischen Reflexion zu erweiterten methodischen Kenntnissen führte und schließlich auch neue berufsbiographische Horizonte eröffnete. Wie oben dargelegt, kann die Rekonstruktion der eigenen biographischen Prozesse Erkenntnisressourcen und -barrieren offen legen – zumindest dann, wenn diese wie im vorliegenden Fall mit den biographischen Prozessen verknüpft sind. Abschließend soll noch

graphischen Prozessen verknüpft sind. Abschließend soll noch einmal kurz auf diese Verknüpfung vor und während der Feldforschung eingegangen werden.

- Das Auslandspraktikum selbst war als biographisches Handlungsschema im Rahmen des Studiums bereits im Vorfeld des eigentlichen Feldforschungsaufenthaltes mit vorbereitenden Aktivitäten verbunden. So nutzte ich eine primär touristisch geplante Reise nach Peru, um zu überprüfen, welche Anforderungen ein Auslandspraktikum mir abfordern würde und ob ich diese persönlich bewältigen könne. Wie oben beschrieben, unternahm ich zur Bannung der Gefühle extremer Fremdheit gegenüber den „indianisch“ geprägten Barrios Nostrifizierungsversuche, die sich in der späteren Feldforschung als Erkenntnisbarriere erwiesen. Sie führten mich gewissermaßen auf die ‚falsche Spur‘, nur nach scheinbaren ‚Gemeinsamkeiten‘ und scheinbar ‚Bekanntem‘ zu suchen.
- Die Praktikumsarbeit war bis zum Beginn meines diesbezüglichen Aufenthaltes in Peru nur sehr vage mit der Praktikumsinstitution ausgehandelt. Die dadurch motivierte Suche nach Orientierungsmustern zur Bewältigung der vagen und fremden Praktikumsituation und der diese Funktion übernehmende „Ratschlag“ des Pädagogen aus Lima erwies sich *während* der Feldforschung zwar als Erkenntnisressource. Ich begab mich aktiv auf die Suche nach Kontakten zu den Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus den Barrios und ließ mich zunächst mit einer großen Offenheit auf die mir fremde Welt ein. Im Zuge des dadurch ausgelösten Enkulturationsprozesses wurden auch lebensgeschichtlich relevante Lernprozesse in Gang gesetzt. So lernte ich, meine Interaktionsgegenüber im Barrio in der Alltagskommunikation zu verstehen, und lernte, mich „richtig“ im Barrio zu verhalten (auch mir unbekannte Leute grüßen, mich an Straßenspielen beteiligen, im Dunkeln nur die ungefährlichen Wege zu benutzen etc.). Nicht zuletzt gehörte auch die Perfektionierung meiner zunächst noch eingeschränkten Spanischkenntnisse zu diesen Lernprozessen. Der zentrale biographische Lernprozeß war dann jener der Erkenntnis der zugrundeliegenden Muster der Lebenssituation der Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Barrios von Cuzco und meiner eigenen quasiethnographischen Vorgehensweise im Zuge der Abfassung des Untersuchungsberichtes in Peru. Als Erkenntnisbarriere erwies sich das Orientierungsmuster des Austausches unter Gleichen im weiteren Feldforschungsprozeß, d.h. nach der Phase der Annäherung und den damit erfolgreich überwundenen Zugangs- und Kommunikationsbarrieren. Die regelrechte Weigerung, einen distanzierten Blick einzunehmen, führte schließlich zu dem beschriebenen „going native“ und der Identitätsunterstellung zwischen mir und meinen peruanischen Freunden. Diese Erkenntnisbarriere beruhte auf der selbst aufrecht erhaltenen, freilich unreflektierten Trennung von Enkulturation und (Jugend-) Forschung. Meine Orientierung an einem basisorientierten Ansatz der Educación Popular begründete außerdem eine überkritische Distanz zur peruanischen Mittelschicht und insbesondere meiner Kollegin, was die mögliche erkenntnisproduktive Verschränkung unserer unterschiedlichen Perspektiven im Fremdverstehen ausschloß. Die weiterhin wirksame „persönliche Voreingenommenheit“ trug schließlich zum erneuten Auseinanderfallen der Erfahrungsdimensionen des Enkulturationsprozesses

und des Untersuchungsprozesses und mithin zur beschriebenen „Heimkehrer-Depression“ bei.

Möglichkeiten zur Reflexion des Biographischen in Prozessen des Fremdverstehens bietet selbstverständlich auch die Ethnopschoanalyse (vgl. Devereux a. a. O., Nadig 1992). In Erkenntnis, daß der Feldforscher bzw. „der Verhaltenswissenschaftler“ das wichtigste Medium im Prozeß des Fremdverstehens ist, wird gefordert, daß dieser sein Verhalten, insbesondere seine Reaktionen auf die Fremdheitserfahrung, selbst zum Gegenstand der Beobachtung macht. Diese Form der Selbstbeobachtung und Selbstanalyse erfordert freilich ein hohes Maß an Selbstbewußtheit und Selbstreflexivität sowie einschlägige Kenntnisse der Psychoanalyse. Nur so können die unbewußten Reaktionen des Feldforschers auf seinen ‚Untersuchungsgegenstand‘ (i.S. der Gegenübertragung) bewußt gemacht und methodisch kontrolliert werden. Auch Lévi-Strauss (1999) reflektiert in seinem Buch „Traurige Tropen“ biographische Dimensionen von Feldforschungserfahrungen. Mit Hilfe von Tagebuchaufzeichnungen und aus der Erinnerung rekonstruiert er u.a. die biographischen Hintergründe für seinen Werdegang zum Ethnographen. Aber auch diese Form der Reflexion des Biographischen ist sehr voraussetzungsreich – das selbstreflexive Sprechen über sich selbst und die eigenen Erfahrungen ist verwoben mit historischen, literarischen, wissenschaftlichen und ethnographischen Bezügen und stellt eine außerordentlich gebildete und kunstvolle literarische Form dar.

Demgegenüber bietet das autobiographisch-narrative Interview zur Reflexion von Feldforschungserfahrungen, die mit biographischen Prozessen verknüpft sind, einen weniger restriktiven Zugang. Die Kunstform des autobiographisch-narrativen Interviews, d.h. die Stegreiferzählung der eigenen Lebensgeschichte bzw. der eigenen Feldforschungserfahrung steht jedem zu Gebote. Die einschlägigen Analyseprozeduren ermöglichen sodann auch noch im Nachhinein, sich der biographischen und sozialen Prozesse in der Feldforschungssituation – gerade auch solcher, die hinter dem Rücken des angehenden Feldforschers verlaufen sind und die er während der Feldforschung und auch später nicht reflexiv durchdrungen hat – zu vergewissern. Das autobiographisch-narrative Interview bietet sich damit insbesondere auch im Rahmen des Studiums zum Erwerb und zur Vertiefung ethnographischer Kompetenzen und Methodenkenntnisse an.

## Anmerkungen

- 1 Für wichtige Anmerkungen zum Manuskript des Aufsatzes bin ich Michael Schumann, Angelika Stötzel und insbesondere Fritz Schütze zu Dank verpflichtet. Der vorliegende Text wird selbstverständlich allein vom Autor verantwortet.
- 2 Ein methodenplurales Vorgehen wird auch von A. Honer favorisiert: „Einer der wesentlichen Gründe dafür, daß im Hinblick auf ethnographische Interessen *idealerweise* ein methodenpluraler Ansatz zu wählen ist, liegt darin, daß dadurch die einzelnen Verfahren sich wechselseitig ergänzen und ‚kritisieren‘ können (vgl. z.B. Webb 1970, Noblit/Hare 1988), weil eben z.B. – trivialerweise – der *Vollzug* von Aktivitäten durchaus andere Qualitäten aufweisen kann als das *Reden* über diesen Vollzug, und weil das im Kontext des Vollzugs relevant erscheinende *Geschriebene* wiederum ‚ein ande-

- res Licht' auf die infragestehenden Aktivitäten zu werfen vermag.“ (Honer 1993, S. 58, Hervorhebungen im Original)
- 3 Zur Forschungswerkstatt als sozialem Ort und Medium zur Einsozialisierung in qualitative Forschungsverfahren und der Auswertung von qualitativen empirischen Materialien vgl. Schütze 1994, S. 279 und Reim/Riemann 1997.
  - 4 Schütz (1972b) hat sich mit der Problematik des Heimkehrers in dem gleichnamigen Aufsatz beschäftigt. Am Beispiel der aus dem 2. Weltkrieg heimgekehrten Soldaten erläutert Schütz das Auseinanderfallen der Verhaltens- und Handlungserwartungen der heimischen Gruppe und der mit neuen Erfahrungen und Weltansichten Heimgekehrten. Die Heimkehrer stehen vor dem Problem, ihre individuellen Erfahrungen und Veränderung den Daheimgebliebenen nicht kommunizieren zu können. Da letztere nicht die Perspektive der Heimkehrer übernehmen können, bilden sie statt dessen Pseudotypisierungen. Im Anschluß an die Probleme der wechselseitigen Vermittlung der Erfahrungen und Erwartungen habe ich in der Diplomarbeit meine eigene Sprachlosigkeit nach der Rückkehr „Heimkehrer-Depression“ genannt.
  - 5 Die Bedeutung des zeitlichen Ablaufs jeder Feldforschung zur Rekonstruktion der Dynamik der wissenschaftlichen Erfahrung und des Erkenntnisgewinns wird auch von Schatzmann/Strauss (1973, S. 133f) unterstrichen (zit. in: Dammann 1991, S. 143).
  - 6 Kritisch zur Gewährsmann-Problematik vgl. z.B. Lindner (1984), der kritisiert, daß die Gewährsleute – i.d.R. marginale Persönlichkeiten in ihren Gesellschaften ebenso wie der Feldforscher – nicht zu größerer Objektivität der Informationen führten, sondern Ausdruck eines „Ethnozentrismus der Logik“ seien. „Denn indem der Forscher den idealen Gewährsmann seiner eigenen Person anähnelte, bestätigte er seine Denkform, die Abstraktionsfähigkeit mit Situationsfreiheit gleichsetzt.“ (S. 67)
  - 7 Es geht hier um die Darstellung der unterschiedlichen Gefahrenaspekte von Nostrifizierungsbemühungen durch die Angehörigen der einheimischen Mittelschicht für den Verstehensprozeß, nicht um die Zuweisung persönlicher Verfehlungen. So stoßen selbst die erfahrensten und versiertesten Feldforscher an die Grenzen ihres Verstehens und werden sich wie Malinowski der „Unmöglichkeit einer Flucht aus dem ‚mechanischen Gefängnis der Kultur‘“ (Kohl 189, S. 28) gewahr. Zur „Ehrenrettung“ meiner Kollegin sei außerdem angemerkt, daß sie am ‚neutralen Ort‘ des Centros ganz hervorragende erzählende Interviews mit verschiedenen Aktivisten aus den Barrios geführt hat.
  - 8 Aoki (a.a.O., S. 51) unterscheidet zwischen zwei unterschiedlichen Wegen des Verstehens von Ausdrücken und Worten: „nämlich die logisch-strukturelle Art und die intuitiv-metaphorische Art“. Wie er ausführt, haben ihm für diese Unterscheidung die strukturelle Anthropologie Lévi-Strauss' und die mit kontextualisierten Metaphern und poetischen Bedeutungen arbeitende Anthropologie von Evans-Pritchard Pate standen. Für den Autor stellen beide Herangehensweisen die entgegengesetzten Pole von Verstehen dar, zwischen denen sich der Anthropologe hin- und hergerissen fühlt.

## Literatur

- Agar, M.: The professional stranger: an informal introduction to ethnography. Academic Press. San Diego 1996
- Aoki, T.: Zur Übersetzbarkeit von Kultur. In: Matthes, J. (Hrsg.): Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs. Göttingen 1992, S. 49-67
- Appel, M.: Die praktische Umsetzung der Volkserziehung in Peru: Ethnographie eines Handlungsprojekts und Analyse der Lebensgeschichte eines Aktivisten. Diplomarbeit am FB 4 der Gesamthochschule Kassel 1990
- Appel, M.: Indianische Lokalkultur und gesellschaftlicher Wandel in Mexiko. IAutobiographisch-narrative Interviews mit Kulturmittlern der Otomi, Opladen 2001



- Dammann, R.: Die dialogische Praxis der Feldforschung. Der ethnographische Blick als Paradigma der Erkenntnisgewinnung. Frankfurt/M., New York 1991
- Devereux, G.: Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München 1967
- Gadamer, H.-G.: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen 1975
- Honer, A.: Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden 1993
- Jeggle, U.: Zur Geschichte der Feldforschung in der Volkskunde. In: Ders. (Hrsg.): Feldforschung. Qualitative Methoden der Kulturanalyse. Tübingen 1984, S. 11-46
- Koepping, K.-P.: Authentizität und Selbstfindung durch den anderen: Ethnologie zwischen Engagement und Reflexion, zwischen Leben und Wissenschaft. In: Duerr, H.-P. (Hrsg.): Authentizität und Betrug in der Ethnologie. Frankfurt/M. 1987, S. 7-37
- Kohl, K.-H.: Exotik als Beruf. Zum Begriff der ethnographischen Erfahrung bei B. Malinowski, E.E. Evans-Pritchard und C. Lévi-Strauss. Wiesbaden 1979
- Kutzschenbach, G. v.: Feldforschung als subjektiver Prozeß. Ein handlungstheoretischer Beitrag zu seiner Analyse und Systematisierung. Berlin 1982
- Lanfranchi, A.: Die ethnographische Fallrekonstruktion in Diagnostik und Therapie bei „Fremden“. In: BIOS, Heft 2/1994, S. 206-222
- Lévi-Strauss, C.: Strukturelle Anthropologie. Frankfurt/M. 1967
- Lévi-Strauss, C.: Traurige Tropen. Frankfurt/M. 1999
- Lindner, R.: Ohne Gewähr. Zur Kulturanalyse des Informanten. In: Jeggle, U. (Hrsg.): Feldforschung. Qualitative Methoden der Kulturanalyse. Tübingen 1984, S. 59-71
- Malinowski, B.: Ein Tagebuch im strikten Sinne des Wortes. Neuguinea 1914-1918. Frankfurt/M. 1985
- Matthes, J.: The Operation Called „Vergleichen“, In: Matthes, J. (Hrsg.): Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs. Göttingen 1992, S. 75-99
- Nadig, M.: Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt/M. 1992
- Reim, T./G. Riemann: Die Forschungswerkstatt. Erfahrungen aus der Arbeit mit Studentinnen und Studenten der Sozialarbeit/Sozialpädagogik und der Supervision. In: Jakob G./H.-J. von Wensierski (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Versehens in Forschung und Praxis. Weinheim und München 1997, S. 223-238
- Riemann, G./F. Schütze: „Trajectory“ as a Basic Theoretical Concept for Analyzing Suffering and Disorderly Social Processes. In: Maines, D. R. (Hrsg.): Social organization and social process: essays in honor of Anselm Strauss. Aldine de Gruyter. New York 1991, S. 333-358
- Schütz, A.: Der Fremde. In: ders.: Gesammelte Aufsätze II. Den Haag 1972a, S. 53-69
- Schütz, A.: Der Heimkehrer. In: ders.: Gesammelte Aufsätze II. Den Haag 1972b, S. 70-84
- Schütze, F.: Prozeßstrukturen des Lebenslaufs. In: Matthes, J. u.a. (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg 1981, S. 67-156
- Schütze, F.: Symbolischer Interaktionismus. In: Ammon, U. u.a. (Hrsg.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Erster Halbband, Berlin, New York 1987, S. 520-553
- Schütze, F.: Erfahrungen amerikanischer und deutscher Soldaten und Kriegsbedroffener im Zweiten Weltkrieg. Die Verstrickung in die Kriegereignisse als Lebensphase, ihre Bedeutsamkeit für den weiteren Lebensablauf und ihre Auswirkungen auf die politisch-symbolischen Diskursuniversa der heutigen amerikanischen und westdeutschen Gesellschaft. Projektantrag an die Zentrale Forschungsförderung der Gesamthochschule Kassel 1989

- Schütze, F.: Biographieanalyse eines Müllerlebens. Innovationsbereitschaft als Familien-tradition und Lebensführungshabitus-wie die Müllerfamilie Berger die Krisen der Müllersterbens um die Jahrhundertwende und in den fünfziger Jahren überwunden hat. In: Scholz, T. (Hrsg.): Wasser- und Windmühlen in Kurhessen und Waldeck-Pyrmont. Kaufungen 1991, S. 206-227
- Schütze, F.: Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit? In: Groddeck, N./M. Schumann (Hrsg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg i.B. 1994, S. 189-297
- Simmel, G.: Exkurs über den Fremden. In: ders.: Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin 1958, S. 509-512
- Stagl, J.: Die Beschreibung des Fremden in der Wissenschaft. In: Duerr, H.-P. (Hrsg.): Der Wissenschaftler und das Irrationale. Bd. 1. Frankfurt/M. 1981, S. 273-295

